Luzerner Tagblatt.

Abonnements:

	jährlich.	6 Monate	3 Monate.
für Luzern zum Abholen	Fr. 10. —	Fr. 5. —	Fr. 2. 50.
„ „ Bringen	„ 12. —	„ 6. —	„ 3. —
durch die Post	„ 12. 80	„ 6. 40	„ 3. 40.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Inserate:
die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 10 Cts.
für Wiederholungen . . . . . 8 „
Inserate von 3 Zeilen und weniger . . 30 „

Donnerstag, Nro. 256. den 30. Oktober 1879.

Frankreich und die klerikale Presse.

In unserm Blatte ist vor einigen Tagen auf einen Passus des Wiener „Vaterland“ aufmerksam gemacht worden, welcher nach angeblich „glaubwürdigen Informationen“ die gegenwärtige Situation Frankreichs im düstersten Lichte zeigte. Es wurde dargethan, wie Frankreich mit raschen Schritten sich Zuständen nähere, wie wir sie seiner Zeit bei der Pariser Commune gesehen haben; die rothe Fahne, das Feldpanner der Sozialisten, werde nicht nur in Paris, sondern in allen großen Städten erhoben werden; nahezu alle Präfekturen, Mairien und Verwaltungsstellen in diesen Orten seien mit Rothen, also Communarden, besetzt. Die Armee sei demokratisirt; was ihr einzig noch Werth gebe, sei der Umstand, daß sie wenigstens 7000 „christliche“ Offiziere zähle, welche in Jesuitenanstalten erzogen worden seien. In diesem Tone ist der ganze, vom Luzerner „Vaterland“ getreulich wiederholte Artikel des klerikalen Wiener Blattes gehalten.

Der letztere Passus von den 7000 „christlichen“ Offizieren, welche die Bewahrung des „Christenthums“ im Ansturme der „Demokratie“ den Jesuiten verdanken, spricht für sich so deutlich, daß er uns eigentlich der Mühe überheben würde, über das lächerliche Machwerk des Wiener Blattes ein weiteres Wort zu verlieren. Schon die Gegenüberstellung von „christlich“ und „demokratisch“ ist ein so plumpes Kunststück, daß man sich fragen muß, ob der Korrespondent des Wiener „Vaterland“ sich die Leser desselben als imbécilles vorstelle, bei denen der Fanatismus für Königthum und Klerisei den letzten Funken gesunder Urtheilskraft erstickt hat. Die Anhänger des Grafen von Chambord sind durchweg gut klerikal und schwören auf „Monde“ und „Univers“, das soll nicht geleugnet werden. Daß dagegen alle übrigen Offiziere, welche die gegenwärtigen gesetzlichen Zustände nach Eid und Pflicht zu schützen entschlossen sind, d. h. sich auf Seite der Republik stellen, auf das Prädikat „christlich“ keinen Anspruch mehr haben sollen, ist eine Abgeschmacktheit, die ihres Gleichen jedenfalls sucht.

Es ist zwar nichts Neues, daß die Kämpfer für Thron und Altar sich als Alleinpächter des Christenthums, mit welchem sie den Ultramontanismus identifiziren, betrachten. Vernünftige Leute dagegen wissen, daß Republik und Christenthum durchaus nicht Begriffe nicht, die sich gegenseitig abstoßen oder ausschließen, und daß speziell in Frankreich sich die römisch-katholische Kirche auch unter dem republikanischen Regime Privilegien erfreut, die ihr andere Staaten, die im Vatikan besser angeschrieben sind, keineswegs zugestehen. Deswegen, weil die republikanische Regierung die vom französischen Gesetz zur Unterrichtsertheilung nicht autorisirten geistlichen Orden aus den Schulen entfernen will, steht sie noch auf keinem unchristlichen Boden, sonst wäre in andern katholischen Staaten, wo die Jesuiten und Dominikaner ebenfalls keine Schulen halten dürfen, sicherlich das Christenthum längst ausgestorben. Selbst der gegenwärtige konservativ-orthodoxe Kultusminister Preußens hat letzter Tage in der ebenfalls orthodoxen evangelischen Generalsynode erklärt, daß die Schule in Preußen schon seit hundert Jahren Staatsanstalt sei und daß der Staat die Herrschaft über die Schule mit Niemanden theilen könne. Hat sich damit Hr. v. Puttkamer vom „Christenthum“ losgesagt und ist sein Standpunkt kein christlicher mehr, trotzdem er erklärte, der Religionsunterricht müsse das Zentrum des ganzen Unterrichts bilden?

Also laßt den Schwindel, ihr Herren! Seid so ehrlich, und erklärt gerade heraus: „Der dominirende Faktor in der Schule ist die Kirche,“ dann wissen wir wenigstens genau, woran wir mit euch sind. Aber braucht nicht Worte, um die Gedanken zu verbergen; denn in Frankreich das zu verdammen, was man in andern katholischen Staaten ohne Skrupel zuläßt oder praktizirt, ist gar zu blöde.

Die französische Armee ist demokratisirt worden, d. h. ihr Offizierskorps ist überwiegend der republikanischen Staatsform zugethan. Die Armee wird daher auch die gegenwärtigen Institutionen gegen Alle und Jede vertheidigen, welche dieselben auf illegalem Wege anzutasten wagen sollten, seien die Revolutionäre dann Communarden oder Monarchisten. Die republikanischen Offiziere aber als Sozialisten hinstellen zu wollen, die mit den Communarden im gegebenen Fall gemeinsame Sache machen würden, ist eben so wohlfeil wie perfid; so etwas bringt nur ein Pfaffenblatt zu Stande, das die Dinge durch die trübe Brille des Königthums von Gottes Gnaden betrachtet.

Was die Communardisirung aller großen Städte Frankreichs betrifft, welche das Wiener und Luzerner „Vaterland“ in nahe Aussicht stellen, so haben wir es hier wiederum mit einer jener Uebertreibungen zu thun, vermittelst welchen die französische Republik von den „konservativen“ und klerikalen Blättern beständig verleumdet wird und in den Augen des ausländischen Publikums diskreditirt werden soll. Daß der Sozialismus in den großen Arbeiterzentren Frankreichs viele Anhänger hat, soll nicht geleugnet werden; es wäre ja ein blaues Wunder, wenn es anders wäre. Die gleiche Erscheinung ist in allen europäischen Industriestaaten zu verzeichnen, in der Schweiz so gut wie in Deutschland, Belgien und England. Es fragt sich nur, ob die konservativen Elemente — konservativ im Gegensatz zu den sozialistischen Umsturztendenzen — in diesen Staaten mächtig genug und auch gewillt sind, sich die Herrschaft zu erhalten, und diese doppelte Frage muß auch bezüglich Frankreichs bejaht werden. Die Amnestiefrage, welche dort gegenwärtig die Gemüther in Erregung hält, ist keine Machtfrage, sondern eine Frage der politischen Zweckmäßigkeit. Sollte sie auch im Sinne Viktor Hugo's und Louis Blanc's gelöst werden, so ist damit noch keine Billigung der Empörung von 1871, sondern nur das Vergessen derselben ausgesprochen; sie würde ein politischer Gnadenakt und keine Abdikation der konservativen zu Gunsten der kommunistischen Republik sein. Uebrigens ist Grévy und mit ihm das ganze Ministerium entschlossen, die »amnistie pleine et entière« nicht zu bewilligen, und hieraus eine Cabinetsfrage zu machen. Auf welche Seite sich die entschiedene Mehrheit der Kammern stellen wird — wenn wenigstens die Monarchisten ihren Grundsätzen treu bleiben und nicht aus pessimistischer Spekulation sich in dieser Frage zu den von ihnen so verabscheuten „Rothen“ gesellen — ist jetzt schon nicht zweifelhaft, darüber sind alle Berichte aus Paris in den Zeitungen, welche uns zu Gesichte kommen, einig. Selbst wenn Gambetta sich für die Amnestie aussprechen sollte, was noch nicht gewiß ist — denn es herrscht noch immer Widerspruch darüber, ob er die Haltung der „Republ. franç.“ in dieser Angelegenheit beeinflußt habe oder ihr beitrete — so wird dieß die Niederlage der äußersten Linken nicht abzuwenden vermögen. Die Regierung fürchtet die Communarden nicht und braucht sie nicht zu fürchten, trotz des Spektakels, den sie machen. Es ist in dieser Beziehung in Frankreich nicht viel anders als in der Schweiz: gegenüber der (im sozialen Sinne) konservativen Bevölkerung bilden die „Rothen“ nur einen relativ schwachen Bruchtheil, und wenn sie sich den Schein einer Macht zu verschaffen gewußt haben, welche in Wirklichkeit ihre Partei nicht besitzt, so haben sie dieß lediglich dem von ihnen fortwährend unterhaltenen Lärm und den hohlen Prahlereien zu verdanken, durch die sie Vielen Sand in die Augen zu streuen und über den wirklichen Stand ihrer Macht zu täuschen wissen.

Daß „nahezu alle Präfekturen, Mairien und Verwaltungsstellen“ in den großen Städten Frankreichs sich in den Händen der „Rothen“ befinden, wie der Korrespondent des Wiener „Vaterland“ nach „glaubwürdigen Informationen“ angibt, ist eine Behauptung, die keiner Widerlegung werth ist. Nur einem bornirten Schildträger des ancien régime kann es einfallen, die Republikaner ohne Weiteres zu den „Rothen“ zu werfen und die Beamten, die nicht auf den Syllabus und bei den Jesuiten schwören, für Communarden zu erklären. Aber freilich: der Zweck heiligt die Mittel, und um die französische Republik herabzusetzen und zu diskreditiren, ist den „christlichen“ Preßorganen das schlechteste Mittel gerade gut genug.

Eidgenossenschaft.

Luzern. Der bekannte Luzerner u-Korrespondent des „Bund“ hat jüngsthin seine Bedenken betreffs Erstellung eines eidgen. Zellengefängnisses dargelegt und dabei u. And. bemerkt, der Kanton Luzern werde sich kaum herbeilassen, eine Anzahl seiner Verurtheilten in das Zellengefängniß abzuliefern, obschon er dazu alle Ursache hätte.

In der „N. Z.-Z.“ veröffentlicht nun ein Hr. H. (unzweifelhaft Hr. Direktor Hürbin in Lenzburg) eine Widerlegung dieser Bedenken. Mit Bezug auf den speziell erwähnten Punkt stellt Hr. Hürbin an den u-Korrespondenten des „Bund“ die Anfrage, wie es denn komme, daß Luzern jüngst anderswo (Lenzburg?) sub rosa angefragt habe, ob es nicht eine Anzahl verwegener Sträflinge dort unterbringen könnte und wenn „ja“, unter welchen Bedingungen.

Hr. Hürbin meint, der Kanton Luzern müsse sich zu etwas Anderm entschließen, und wir glauben mit ihm, daß man hierorts unschwer sich entschließen würde, zur Erstellung eines eidg. Zellengefängnisses Hand zu bieten.

— Bei den Werthpapieren, welche der fallite Kaufmann James Mayer in St. Gallen der dortigen Kantonalbank als Hinterlage für seine Conto-Correntschuld gegeben hatte, befanden sich u. A. 200 Aktien der Regina Montium. Bei der Versteigerung wurden dieselben (ihr Nominalwerth war bekanntlich 500 Fr.) um 10 Centimes per Stück von einem Curiositäten-Liebhaber erstanden.

— Escholzmatt. (Korr. v. 28. d.) Unser allgemeine beliebte Arzt Robert Troxler ist nicht mehr unter den Lebenden. Seit einiger Zeit hatten sich Spuren eines tiefen Gehirnleidens bei ihm gezeigt, doch blieb er noch stets in seinem Berufe thätig. So ging er noch vorgestern zu seinen Patienten in Längmatten, in Schärlig und Marbach; Abends hat er sich wahrscheinlich auf dem Heimwege verirrt, denn er kam nicht wieder nach Hause. Gestern Nachmittags wurde er in der Nähe von Wiyenbach in bewußtlosem Zustande im Freien liegend aufgefunden. Einige Zeit schien er sich wieder zu erholen, allein gegen Mitternacht trat neuerdings Bewußtlosigkeit und dann ein ruhiger, sanfter Tod ein. An Troxler verliert die Gemeinde einen braven, berufstreuen Arzt, seine Familie einen sorgenden, liebenswürdigen Vater; mit ihm ist ein gerader, ehrlicher, edler Charakter vom Schauplatze abgetreten.

Bern. Ein unverhofftes Glück, wie es sich nur sehr selten für den Sterblichen einstellt, ist einer hiesigen Familie begegnet. Vor so ungefähr zwanzig Jahren kam ein Baron So und So, Namen thun hier nichts zur Sache, als Vertreter eines der kleineren europäischen Staaten nach Bern. Derselbe, ein junger, liebenswürdiger Mann, der sich, so ziemlich im Gegensatze zu den andern Diplomaten, viele Sympathien in unserer guten Stadt zu erwerben wußte, machte Bekanntschaft mit einer hiesigen Tochter. Das Verhältniß wurde nach und nach ein inniges und der Gesandte wollte allen Ernstes die Bürgerstochter heiraten. Doch stärker als sein guter Wille waren seine Familienverhältnisse; die Eltern willigten nicht in die Heirat und dieselbe kam auch nicht zu Stande. Die Früchte dieses Verhältnisses waren jedoch zwei Knaben, welche der Gesandte, unterdessen auf andere Posten versetzt, zu wackern jungen Leuten erziehen ließ. Nun kommt letzter Tage die Kunde hieher, daß derselbe, der unvermählt geblieben, die beiden jungen Leute adoptirt und zu seinen Erben eingesetzt hat. Die Sache bestätigte sich auch und der bezügliche Akt ist auch bereits in den Händen der Behörden. Die beiden Erben haben Anwartschaft auf ein Vermögen von vielen Millionen. (W. L.)

— Aus Kandergrund schreibt man dem „Oberländer Volksblatt“, daß ein wahrscheinlich mit dem Spleen behafteter Engländer öfters ganz seltsame Force-Partien mache, wovon eine der interessantesten und eigenthümlichsten die Erforschung des Geltenbach-Wasserfalles war. Er hatte davon gehört, daß dieser Wasserfall, der einer rundlichen Felsenöffnung entströmt, ein Abfluß des sogenannten Daubensee's sei. Das war Grund genug, etwa 20 Fuß hoch — nach Zurücklassung des Führers und seiner gesammten Garderobe — an der steilen Felswand zu jener Oeffnung hinaufzuklettern und nach starkem Sturzbad sich in dem hervorquellenden Wasser zu verlieren. Unser Engländer blieb eine volle halbe Stunde in dem dunkeln Grunde verborgen, bis er sich entschloß, dem nachgerade geängstigten Führer sich